



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bosse: Eine Dienstreise nach dem Orient : Erinnerungen : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Marianne und an die Fruchtbarkeit der Mutter Erde, die ihm bei jedem neuen Kinde auch neuen Segen auf den Feldern schafft. *La terre féconde, la femme féconde redeviendront le culte, la toute-puissance et la souveraine beauté.* Das hierbei zuweilen durchbrechende sittliche Pathos Zolas ist recht rührend, aber wir können ihn als Moralprediger und Erzieher seines Volks beim besten Willen nicht ernst nehmen. Zola hat in Deutschland viele Verehrer und Schwärmer, aber man kann ruhig behaupten, wären diese Romane von einem deutschen Schriftsteller geschrieben worden, so würde dieser ohne Zweifel von denselben Schwärmern entweder gesteinigt oder als ein langweiliger, überspannter, wichtigthuender Charlatan ohne Bedenken beiseite geschoben werden. Aber die französische Flagge ist bei Urteilslosen noch immer eine gute Reklame, sie deckt noch immer die litterarische Ware, leider Gottes zum Schaden unsrer eignen gesunden Litteratur.



## Eine Dienstreife nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Boffe

(Fortsetzung)



chon am Morgen des 31. Oktober war es zu spüren, daß der Tag sehr heiß werden würde. Um acht Uhr ordnete sich der große Festzug vor unserm Hotel; alle Beamten trugen dabei Galauniform, die zahlreichen Johanniterritter ihre roten, gestickten Röcke, hohe Stiefel, den Hut mit weißer, wallender Feder und den schwarzseidnen Mantel mit dem weißen Kreuz. Es war ein ungemein stattlicher Anblick, und der glänzende Zug würde selbst in der Heimat Interesse erregt haben. Man kann sich denken, wie die Orientalen diese ihnen fremden, bunten Uniformen anstaunten. Auf allen Mauern, Dächern, Türmen, in den Fenstern und Thüren kauerten oder standen Männer, Frauen und Kinder, dunkle und weiße, verschleierte und unverschleierte Weiber, Araber, Türken, Juden, Mönche aller Art. Für uns war dieses Straßenbild interessanter als unser Zug. Ich hatte das Kaiserpaar am Eingange zum Muristan mit zu empfangen und an seine Plätze in der Kirche zu geleiten. Die Hitze war glühend, der Staub entsetzlich, die Feier in der Kirche aber wahrhaft großartig und erhebend. Sie entschädigte die Teilnehmer reichlich für alle Mühsal. Sehr bedauerlich ist es, daß der sehr hübsche Innenraum der Kirche eine recht mangelhafte Akustik hat. Ich habe von der Weiberede des Oberhospredigers Dryander, der doch sehr korrekt und deutlich ausspricht, obwohl ich ganz vorn auf der ersten Bank saß, kaum das vierte Wort verstanden und so gut wie

nichts davon gehabt. Denn die immer erneuerten Versuche, sich einen Zusammenhang zu konstruieren, zerstören jede Andacht und Sammlung. Sehr gut dagegen verstand ich die Predigt des an diesem Tage vom Kaiser zum Propst ernannten Pastors der evangelischen Gemeinde in Jerusalem Hoppe. Die Predigt war durchaus auf der Höhe; sie war nur ein wenig zu lang (sechszunddreißig Minuten). Vor der Predigt hatten wir gemeinsam „Ein feste Burg ist unser Gott“ gesungen, Reformationsfest in Jerusalem und unter diesen Umständen! Es war in der That eine erhebende Feier. Und doch hatte sie ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Nach der Schlußliturgie erhob sich der Kaiser und ging zum Altar hinauf, betete dort einige Augenblicke still, wandte sich dann zur Gemeinde und hielt mit lauter Stimme folgende Ansprache:

„Gott hat in Gnaden Uns verliehn, daß Wir in dieser allen Christen heiligen Stadt an einer durch ritterliche Liebesarbeit geweihten Stätte das dem Erlöser der Welt zu Ehren errichtete Gotteshaus haben weihen können. Was Meine in Gott ruhenden Vorfahren seit mehr als einem halben Jahrhundert ersehnt und als Förderer und Beschützer der hier im evangelischen Sinne gegründeten Liebeswerke erstrebt haben, das hat durch die Erbauung und Einweihung der Erlöserkirche Erfüllung gefunden. Mit der verbenden Kraft dienender Liebe sollen hier die Herzen zu dem geführt werden, in dem allein das gängstigte Menschenherz Heil, Ruhe und Frieden findet für Zeit und Ewigkeit. Mit fürbittender Teilnahme begleitet die evangelische Christenheit weit über Deutschlands Grenzen hinaus unsre Feier. Die Abgesandten der evangelischen Kirchengemeinschaften und zahlreiche evangelische Glaubensgenossen aus aller Welt sind mit Uns hierher gekommen, um persönlich Zeugen zu sein der Vollendung des Glaubens- und Liebeswerks, durch welches der Name des höchsten Herrn und Erlösers verherrlicht und der Bau des Reiches Gottes auf Erden gefördert werden soll. Jerusalem, die hochgebaute Stadt, in der unsre Füße stehn, ruft die Erinnerung wach an die gewaltige Erlösungsthat unsers Herrn und Heilands. Sie bezeugt uns die gemeinsame Arbeit, welche alle Christen über Konfessionen und Nationen im apostolischen Glauben eint. Die welternenernde Kraft des von hier ausgegangnen Evangeliums treibt uns an, ihm nachzufolgen, sie mahnt uns in glaubensvollem Aufblick zu dem, der für uns am Kreuze gestorben, zu christlicher Duldung, zur Bethätigung selbstloser Nächstenliebe an allen Menschen, sie verheißt uns, daß bei treuem Festhalten an der reinen Lehre des Evangeliums selbst die Pforten der Hölle unsre teure evangelische Kirche nicht überwältigen sollen. Von Jerusalem kam der Welt das Licht, in dessen Glanze unser deutsches Volk groß und herrlich geworden ist. Was die germanischen Völker geworden sind, das sind sie geworden unter dem Panier des Kreuzes auf Golgatha, des Wahrzeichens der selbstaufopfernden Nächstenliebe. Wie vor fast zwei Jahrtausenden, so soll auch heute von hier der Ruf in alle Welt erschallen, der unser aller sehnuchtsvolles Hoffen in sich birgt: Friede auf Erden. Nicht Glanz und Macht, nicht

Ruhm, nicht Ehre, nicht irdisches Gut ist es, was wir hier suchen, wir lechzen, flehen und ringen allein nach dem einen, dem höchsten Gute, dem Heil unsrer Seelen. Und wie Ich das Gelübde Meiner in Gott ruhenden Vorfahren: »Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen,« an diesem feierlichen Tage hier wiederhole, so fordere Ich Sie alle auf zu gleichem Gelöbniß. Jeder sorge in seinem Stande und Berufe, daß alle, welche den Namen des gekreuzigten Herrn tragen, in dem Zeichen dieses hochgelobten Namens ihren Wandel führen zum Siege über alle aus der Sünde und der Selbstsucht stammenden finstern Mächte. Gott verleihe, daß von hier aus reiche Segensströme zurückfließen in die gesamte Christenheit, daß auf dem Throne wie in der Hütte, in der Heimat wie in der Fremde Gottvertrauen, Nächstenliebe, Geduld im Leiden und tüchtige Arbeit des deutschen Volks edelster Schmuck bleibe, daß der Geist des Friedens die evangelische Kirche immer mehr und mehr durchdringe und heilige. Er, der gnadenreiche Gott, wird unser Flehen erhören, das ist unsre Zuversicht. Er, der Allmächtige, ist der starke Hort, auf den wir bauen. »Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren, es streit für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren, fragst du, wer der ist, er heißet Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein andrer Gott, das Feld muß er behalten.«

Diese Ansprache unsers Kaisers war der Höhepunkt der Feier und — ich glaube ohne Übertreibung es sagen zu dürfen — der ganzen Reise. Von dem Eindruck dieser Szene wird sich niemand, der ihr nicht beigewohnt hat, eine Vorstellung machen können. Ich sah, wie sonst sehr reservierten deutschen Männern die Thränen über die Wangen liefen. Staunend sahen die fremden Würdenträger die männliche Gestalt des deutschen Kaisers im weißen Waffenrock mit dem goldnen Kiraß und im Schmuck der höchsten Orden dort vor dem Altar stehn, staunend empfanden sie mit uns Deutschen die zündende Gewalt der kaiserlichen Rede. Ein ähnliches evangelisches Zeugniß aus dem Munde des mächtigsten Herrschers Europas war bis dahin noch nie gehört worden, und alle Anwesenden standen unter dem Eindrucke, daß dieser vor unsern Augen und Ohren sich abspielende Vorgang ein geschichtliches Ereigniß sei, das früher oder später eine über das bloße Wort hinausreichende Nachwirkung haben müsse. Es war in der That ein unvergeßlicher Augenblick. Mit einem lauten, einhelligen Amen bekräftigte die Festgemeinde das evangelische Zeugniß unsers Kaisers.

Der Gottesdienst war zu Ende. Programmäßig folgten wir Ihren Majestäten in die ältere evangelische Marienkapelle neben der Kirche, wo nunmehr die Vertreter der nichtpreussischen evangelischen Kirchengemeinschaften dem Kaiser und der Kaiserin vorgestellt wurden und in kurzen, dem festlichen Tag entsprechenden Ansprachen den Kaiser begrüßten. Für jeden hatte der Kaiser eine gütige Antwort, und jedem überreichte er eine für diesen Tag besonders geprägte bronzene Plakette in einem Etui, die auf der einen Seite das Bild des Kaisers, auf der andern das der Erlöserkirche mit einem Öl-

zweige zeigte, ein sinniges, schlichtes, schönes Zeichen der Erinnerung an den bedeutungsvollen Tag. Die evangelisch-reformierten Landeskirchen der Schweiz hatten eine kunstvoll auf Pergament geschriebne, sinnig geschmückte Adresse gesandt, die ich auf Befehl Seiner Majestät vorlesen mußte. Zum Schluß folgte noch die Verlesung der Weisheitskunde durch den Präsidenten D. Dr. Barkhausen, die gleich nachher von Ihren Majestäten an Ort und Stelle unterzeichnet wurde. Unter dem brausenden Jubel der Bevölkerung kehrte das Kaiserpaar dann durch die reich geschmückten Straßen Jerusalems zurück in das Zeltlager. Tief bewegt ging ich allein durch das bunte Treiben zurück nach unserm Hotel und versuchte, so gut es gehn wollte, mich unter den reichen Eindrücken des Tages zu sammeln und deren Bedeutung mir zurechtzuliegen.

Nachmittags ritten wir nochmals nach Gethsemane, wo der General-superintendent D. Hefekiel aus Posen eine ergreifende Feier hielt. Auch die Grabeskirche wurde noch einmal besucht. Abends war die ganze Pilgerschaft bei Ihren Majestäten zum Thee ins Zeltlager geladen, und unter freundlichem Austausch der Freude über den schönen Tag fand dieser seinen friedlichen und glücklichen Abschluß.

An dem folgenden Morgen, dem 1. November, fanden wir uns zeitig in der Erlöserkirche zur Feier des heiligen Abendmahls wieder zusammen. Dann ritten wir noch einmal auf den Ölberg und von dort hinab in das Thal Hinnom, besuchten Absalons Grabmal, die Burg Zion und die Königsgräber, sowie das sogenannte englische Golgatha, einen vor der Stadt liegenden schädel-förmigen Hügel, der uns im Vergleich mit der Golgathakapelle in der Grabeskirche viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben schien, das echte Golgatha zu sein, zumal da ziemlich nahe dabei ein alter Begräbnisplatz mit Felsengräbern aufgedeckt ist, der recht wohl der Garten gewesen sein kann, wo das steinerne Grab Josephs von Arimathia lag.

Die Festtage in Jerusalem waren vorüber. Es waren bunte und anstrengende, aber auch reiche und eindrucksvolle Tage gewesen. Sehr begreiflich war es, daß das, was wir in der geschichtlich ohnehin unvergleichlichen, hochgebauten Stadt erlebt hatten, uns innerlich beschäftigte und der Gegenstand zahlreicher interessanter Unterhaltungen war, zumal da das Zusammensein einer so großen Zahl hochgebildeter Männer und Frauen aus den verschiedensten Teilen Deutschlands auf dem geweihten Boden des heiligen Landes ohnehin zu einer Menge von Anknüpfungen und Beobachtungen führte, die sich ungesucht über das Niveau der Alltäglichkeit einigermaßen hinaus hoben. Zweierlei Wahrnehmungen haben sich mir dabei besonders eingeprägt.

Einmal die Art und Weise, wie heute unter den gebildeten evangelischen Deutschen, insbesondere unter denen, die auf positivem Boden stehn, religiöse Dinge und Probleme besprochen werden. In meiner Jugend, vor etwa vierzig Jahren, als unter den Kämpfen gegen den Rationalismus der Glaube an die geoffenbarte religiöse Wahrheit wieder Boden gewann und in den nach einem

festen Halt ringenden Herzen wieder tiefere Wurzeln schlug, trug der Verkehr in den christlich gläubigen Kreisen das Gepräge einer stark pietistischen Salbung. Man suchte geflüstertlich „zur Zeit und zur Unzeit“ nach einem Anlaß, die eignen subjektiven Erfahrungen andern mit einer gewissen Inbrunst zu bezeugen. Man zergliederte gern christliche Gefühle und Eindrücke und suchte dadurch sich und andre im Glauben zu stärken. Furchtloses Zeugnis ablegen galt als die weitaus vornehmste Aufgabe eines ernstern Christen, und man redete dabei mit geflüstertlichen geistlichen Wendungen „die Sprache Kanaans.“ Den positiv gerichteten evangelischen Pastorenkreisen wird eine solche Neigung und eine damit verbundene engherzige Unduldsamkeit auch heute noch vielfach nachgesagt. Sie kommt ja sicherlich auch heute noch vor, und ich selbst hatte es für wahrscheinlich gehalten, daß unsre überwiegend aus Geistlichen, jedenfalls aber überwiegend aus bibelgläubigen Evangelischen bestehende Reisegesellschaft dieses Gepräge einer unter Umständen gesuchten und künstlich forcierten geistlichen Salbung stärker hervortreten lassen würde als nötig ist. Das war ganz und gar nicht der Fall. Auch in den Unterhaltungen unsrer geistlichen Mitpilger untereinander — ich habe reichlich Gelegenheit gehabt, dies zu beobachten — trat das Gespräch über subjektive geistliche Eindrücke und die Neigung zu salbungreichem Reden über individuelle, religiöse Empfindungen und Erfahrungen völlig zurück. Es herrschte vielmehr in dieser Hinsicht eine wohlthunende, gesunde, keusche Zurückhaltung, ein freier, weitherziger, den Bedürfnissen und Formen der gebildeten und innerlich feinen Geselligkeit entsprechender, ungezwungner Ton. Nicht daß die Einzelnen ihre Stellung zum Bekenntnis und zu den Offenbarungsthatfachen irgendwie zu verhüllen, zu bemänteln oder zu verleugnen bestrebt gewesen wären. Das furchtlose Zeugnis von der Wahrheit der erkannten und erfahrenen Heilsthatfachen ist noch heute und allezeit Pflicht und Aufgabe eines überzeugten Christen. Wir sollen uns des Evangeliums von Christo niemals schämen. Aber man sprach über diese Dinge auf unsrer Reise freimütig, natürlich, menschlich. Es gab da keine gesuchten Formeln, Worte und Wendungen. Man vermied es, mit seinen subjektiven Erfahrungen und geistlichen Auffassungen andre zu behelligen. Sie bildeten den innerlichen, selbstverständlichen Hintergrund, über den man nicht viel Worte machte. Das gab den Gesprächen über religiöse Dinge und heilige Wahrheiten das Gepräge feiner und schöner Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit. Ich habe mir oft mit tiefer, innerlicher Freude gesagt, daß wir in der evangelischen Kirche in diesem Stück nicht zurückgegangen, sondern vorwärts gekommen sind.

Es mag dazu auch die Lust an der wiedergewonnenen Einheit, Macht und Herrlichkeit unsers deutschen Vaterlands mitgewirkt haben, das Interesse an den politischen Dingen und Weltläufen, das im Vergleich mit der Zeit vor vierzig Jahren heute gewaltig gewachsen ist, sodaß sich kein Gebildeter ihm entziehen kann. Immerhin mag dieses auf weltlichem Gebiete liegende politische Interesse bei dem Einzelnen von seiner gesamten Stellung zu den großen

Rätseln des Lebens, also auch von seiner religiösen Weltanschauung beeinflusst sein. Diese Beeinflussung besteht unzweifelhaft; sie giebt auch der Aussprache über politische Dinge Farbe und Ton. Sie ist natürlich und berechtigt, ja unvermeidlich. Aber der Gesamtgesichtskreis auch unsrer kirchlichen, positiven, geistlich gerichteten Gesellschaftselemente hat sich erweitert, und das Gesamtbildungsniveau dieser Kreise hat sich erhöht. Das ist ein positiver Fortschritt, für den wir nicht dankbar genug sein können. Darin liegen Keime für die Zukunft unsrer Volksentwicklung von unberechenbarer Tragweite. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehn und mit gutem Grunde sagen: Durch die politische und weltliche Entwicklung hat sich auch die theologische Bildung und der gesamte Anschauungskreis unsrer Geistlichen und der mit den evangelisch-kirchlichen Interessen enger verbundenen Kreise nicht bloß erweitert, sondern auch vertieft.

Eine Ahnung von dieser Thatsache, die sich mir mit unabweislicher Klarheit in unserm Reiseverkehr aufgedrängt hat, geht allmählich — wiewohl sehr langsam — auch dem deutschen Liberalismus auf. Es fehlte ja in unsrer Reisegesellschaft auch keineswegs ganz an liberalen und liberalisierenden Männern, so sehr auch die politische Parteifarbe als solche in den Hintergrund trat. Und auch diese Leute konnten sich den von mir angedeuteten Wahrnehmungen nicht entziehen. Sicherlich war die Friedensstimmung unsrer Reisegesellschaft kein photographisch genaues Bild der heutigen Zustände in der evangelischen Kirche, oder richtiger den evangelischen Kirchen überhaupt. Dazu waren die festlichen Eindrücke und die gesamten äußern Umstände der Reise von viel zu starkem Einflusse. Allein so gewiß die Schwächen in der äußern Gestaltung und Erscheinung der reformatorischen Kirchengemeinschaften keineswegs überwunden sind, so gewiß die dissoluten, individualistischen und zentrifugalen Strömungen unter uns Evangelischen auch heute noch fort dauern und unsre Gefahr sind, so gewiß der Kampf auf diesem Gebiete nicht nur nicht überwunden ist, sondern fort dauert und noch einmal mächtiger als vielleicht je vorher entbrennen wird, so sicher ist die Thatsache, daß die Einigkeit unter den Evangelischen aller Denominationen, Richtungen und Strömungen wahrnehmbar und mächtig gewachsen und im Wachsen ist. Und das ist in der That ein erfreuliches und hoffnungsreiches Zeichen der Zeit. Wer von den Teilnehmern der Jerusalemreise für solche Dinge offene Augen hatte, konnte sich dieser Wahrnehmung nicht entziehen.

Eine zweite Wahrnehmung schließt sich an diese an. Herzerhebend war die patriotische, begeisterte Freude an der Herrlichkeit und Macht unsers wieder geeinten deutschen Vaterlands. Sie durchdrang die ganze Reisegesellschaft, sie strahlte aus aller Augen, sie machte sich Luft in Liedern und Worten, in Gesprächen und Reden. Da war kein Unterschied zwischen Süd- und Norddeutschen, zwischen Schwaben und Sachsen, zwischen Bayern und Preußen oder Hessen, zwischen Offizieren und Zivilisten, zwischen Johanniterrittern, Kaufleuten, Professoren, Geistlichen und Beamten. Jeder vaterländische Ton fand,

sobald er angeschlagen wurde, freudigen Wiederhall in offenen Herzen. Und darin war nichts Forciertes und Gemachtes. Es war ein Stück innersten, deutschen Lebens und Wesens, das sich mit überzeugender Ursprünglichkeit und Wahrheit hier geltend machte. Es konnte dabei nicht fehlen, daß auch unsere gesamte deutsche Kolonial- und Handelspolitik mehr oder minder eingehend gesprächsweise erörtert wurde. Dabei war ich betroffen über das auch auf Einzelheiten sich erstreckende Verständnis und Interesse an diesen den hier vertretenen Gesellschaftsschichten zum Teil ziemlich fern liegenden, oft recht verwickelten Fragen. Und wenn auch die Mehrzahl der Geistlichen bei diesen Angelegenheiten die Interessen der evangelischen Mission und der Ausbreitung des Christentums in den Vordergrund stellte, so waren es doch immerhin teils Fragen der christlichen Kultur, teils solche der Ausdehnung des vaterländischen Machtbereichs, für die sie ein warmes Interesse und zum Teil eine recht weitgehende Information bekundeten. Es ergibt sich hieraus nach meiner Auffassung, daß auch in den am politischen und parlamentarischen Leben unmittelbar nicht beteiligten gebildeten Kreisen unseres Volks das politische Interesse und Verständnis in sehr erfreulichem Maße gewachsen ist. Begreiflicherweise wurde in diesem Zusammenhange die Frage nicht unerörtert gelassen, welche wirtschaftlichen, politischen und kirchenpolitischen Hoffnungen man für Palästina, Syrien und Kleinasien wohl an die Kaiserreise knüpfen dürfe, ob es denkbar und wahrscheinlich sei, daß das Deutsche Reich auch hier an der Küste des Mittelmeers festen Fuß fassen und die orientalische Bevölkerung, die auf uns durchweg den Eindruck eines unerfreulichen, gedrückten, wenig zuverlässigen, zurückgebliebenen Zustands gemacht hatte, zu bessern Verhältnissen erziehen werde. Die Optimisten beriefen sich auf den blühenden Zustand der schon jetzt vor-handnen verhältnismäßig kleinen und wenig kapitalkräftigen deutschen Kolonien und ergingen sich in Zukunftsträumen, was deutsche Arbeit, deutsches Kapital, deutsche Zucht und deutsche Kultur hier leisten könnten. Von der andern Seite wurde mit großer Nüchternheit Wasser in diesen Zukunftswein gegossen und darauf hingewiesen, wie vorsichtig unser Kaiser in dieser Beziehung alles vermieden habe, was übertriebenen politischen Hoffnungen oder auch dem Mißtrauen andrer Nationen zum Anhalt hätte dienen können.

Die auswärtige Politik des Deutschen Reichs bewegt sich auch heute noch — Gott sei Dank — auf den von dem Fürsten Bismarck vorgezeichneten Bahnen. Sie ist, namentlich in der orientalischen Frage, ausgesprochen Friedenspolitik. Unser Ansehen und unser Einfluß in der Weltpolitik sind in einem selbst kühne Hoffnungen überflügelnden Umfange gewachsen und steigern sich fortdauernd noch immer. Es liegt sehr nahe, sich zu fragen, was Fürst Bismarck heute zu der Stellung, die wir in der großen Politik einnehmen, sagen würde, und ich zweifle nicht, daß er im großen und ganzen die bedeutenden Erfolge, die noch immer wesentlich auf sein Konto kommen, mit freudiger Genugthuung begrüßen würde. Aber ebenso unzweifelhaft würde er dem Gedanken, am Mittelmeer ähnlich wie etwa in China durch Landerwerb feste

Stützpunkte für die Entfaltung materieller Machtmittel in Kleinasien, Syrien und Palästina zu schaffen, äußerst kühl und zurückhaltend gegenüberstehn. Wenn deutscher Gewerbefleiß, deutsche Betriebsamkeit und deutsche Arbeit in diesen Gebieten Raum gewinnen und sie im friedlichen Wettbewerb der deutschen Kultur mehr als bisher erschließen, so ist das mit Freuden zu begrüßen, und unsre mit Notwendigkeit sich weiter entwickelnde Macht zur See, unser politisches Ansehen und unser Einfluß wird diese Bestrebungen und ihre Erfolge allezeit mit schützenden Flügeln decken und ihnen auch ohne unmittelbare Länderverwerbungen im westlichen Asien förderlich sein. Darüber hinaus aber wird die nüchterne deutsche Politik schwerlich auf Unternehmungen ausgehn, die uns bei dem derzeitigen status quo in unabsehbare Gefahren abenteuerlicher Art verstricken müßten. Daß gegenüber einem maßlosen patriotischen Enthusiasmus diese Nüchternheit ernsthafter Politik auch von unserm Kaiser mit klarem Bewußtsein vertreten wird, ergibt sich auch aus der eben mitgeteilten Ansprache des Kaisers an die in Bethlehem um ihn versammelten Geistlichen.

Zu erwähnen ist noch, daß der Kaiser bei aller Entschiedenheit seines evangelischen Bekenntnisses auch seine katholischen Unterthanen nicht vergessen hatte. Er hatte auf dem im Südosten der Stadt hoch über dem Hinnomthale liegenden, gewöhnlich — wenn auch mit Unrecht — als Berg oder Burg Zion bezeichneten Hügel für eine hohe Kaufsumme das „Sterbeplatz der Maria“ (dormition) genannte Gelände, das bis dahin unveräußerliches Moscheegut (Wakuf) gewesen war, nach Überwindung großer Schwierigkeiten erworben und dieses von der katholischen Kirche besonders hoch gehaltne Heiligtum zu einer Schenkung an den deutschen katholischen Palästinaverein vom heiligen Grabe bestimmt. Am Nachmittage des 31. Oktober nahm der Kaiser in Gegenwart des katholischen Patriarchen von Jerusalem in feierlicher Weise von dem Grundstück Besitz und überwies es sodann dem Palästinaverein. Ein weitherziger, ritterlicher Akt, der den deutschen Katholiken und der ganzen katholischen Kirche gegenüber von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Auch die Errichtung eines christlich-archäologischen Instituts zur Pflege der christlichen Altertumswissenschaft in Jerusalem wurde vom Kaiser an diesem Tage genehmigt, und auch damit wird eine neue Stätte christlicher Kulturarbeit in Jerusalem geschaffen werden, die für die Altertumsforschung von großem Segen werden kann.

Mittwoch, den 2. November morgens verließen wir Jerusalem und fuhren mit der Eisenbahn nach Jaffa zurück. Dort sollte die feierliche Grundsteinlegung der neu zu erbauenden evangelischen Kirche und Schule stattfinden. Nach einer trefflichen Weiherede des Oberkonsistorialrats D. von Braun aus Stuttgart thaten wir die üblichen Hammerschläge und wurden dann durch die berüchtigten Klippen hindurch in Booten wieder an Bord der Mitternachtsonne gebracht. Nach fünfstündiger, schöner Fahrt kamen wir — nach Eintritt der Dunkelheit — in Haifa an. Hier blieben die Mitreisenden, die nach Beirut und Damaskus zu gehn vorzogen, auf dem Schiff zurück, während wir andern

— etwa achtzig an der Zahl — gelandet wurden, um von Haifa aus die Reise nach Nazareth, Tiberias und dem See Genezareth anzutreten. Die Reisegesellschaft teilte sich also in zwei große Gruppen, Damaszener und Nazarener oder Galiläer. Auf der Landungsbrücke in Haifa wurden wir Galiläer von den Vertretern der deutschen Kolonie und der evangelischen Gemeinde mit einer gewissen Feierlichkeit empfangen; es wurden uns dort von niedlichen deutschen Kindern Blumensträuße überreicht, dann aber wurden wir in unsere Quartiere geleitet. Ich kam mit dem Vorsitzenden des Jerusalemvereins, Grafen Zieten-Schwerin, dessen Sohne, dem Generalsuperintendenten B., dessen Neffen, dem Landesrat B. aus Berlin, und dem Geheimen Oberregierungsrat St. in das evangelische Pfarrhaus, wo wir von dem noch jungen Pastor Bauermeister und dessen Frau, einer Nichte des bekannten, verewigten Pastors Müllensiefen, mit herzerquickender, gastlicher Freundlichkeit aufgenommen wurden. Wir schliefen denn auch ungeachtet der sehr heißen Nacht vortrefflich, mußten aber früh aufstehn, da schon früh sechs Uhr die Wagen zur Abfahrt nach Nazareth bereitstanden. Unten am Hafen sammelte sich die Reisegesellschaft. Die Mitternachtsonne mit den Damaszenern war schon längst nach Beirut abgedampft, und der herrliche Morgen ließ uns erst jetzt die bezaubernde Lage von Haifa am Fuße des Karmel und am Saume der Bucht von Akko (das biblische Akko, bekannt durch den Kreuzzug des Königs Richard Löwenherz und als St. Jean d'Acre durch Napoleon I.) recht erkennen.

Unsre Wagen sammelten sich vor einem paradiesisch gelegnen Palmenwäldchen nördlich vor Haifa, und wir sahen von dort aus den entzückendsten Aufgang der aus dem Meere auftauchenden Sonne. Vor uns lag das blaue Meer, uns zur Seite nach Osten zu erhoben sich die malerischen Abhänge des etwa fünf Stunden langen Karmel in zauberhaft schöner Morgenbeleuchtung, rechts auf dem Gipfel nach Süden zu lag das Kloster mit dem Turm und das deutsche Hotel und Sanatorium, links nach Norden zu die Opferstätte, wo nach der alttestamentlichen Erzählung auf das Gebet des Elias das Feuer vom Himmel herabgefallen war und das Brandopfer des Elias angezündet und verzehrt hatte (1. Könige 18, 38). Es war eine Lust, in den leuchtenden, goldnen Morgen hineinzufahren. Die große Straße nach Damaskus zu, in die wir zuerst einbogen, war zwar — offenbar im Hinblick auf die Möglichkeit, daß sie etwa von den kaiserlichen Herrschaften passiert werden könnte — einigermaßen in Stand gesetzt, auch hie und da frisch beschottert, aber ihr Zustand war gleichwohl bejammernswert. Der neu aufgebrachte Steinschlag war viel zu grob, die Grabenböschungen waren zum Teil zerfahren und zertreten, die Wasserdurchlässe und Brücken zur Hälfte oder doch zum Teil eingefallen, und auf langen Strecken fuhr es sich neben der großen Straße weit glatter und bequemer als auf ihr. Einer unsrer Wagen warf denn auch glücklich beim Passieren des Chauffeegrabens um, und das Vertrauen auf die ziemlich zerlumpt, schmutzlig und verwegen aussehenden arabischen Kutscher, die kein Wort deutsch oder französisch verstanden, und auf die magern, verhungerten Pferde

war von vornherein nicht groß, da alles gute Pferde- und Wagenmaterial von Cook, dem Reiseunternehmer des Kaisers, für dessen Gefolge nach Jerusalem angemietet worden war. Indessen unsre Stimmung war frisch und wurde durch den schönen Morgen und die sonnenbeglänzte Kamellandschaft gehoben. Es begegneten uns endlose Kamelfarawanen, die von Damaskus herabkamen, in drei Stunden weit über tausend Kamele, die Geselle der Führer und ihrer Frauen und Kinder ungerechnet, ein Bild des Lebens, wie einer der Generalsuperintendenten später mit Humor bemerkte, denn auch draußen in der Welt, selbst in der Heimat, pflegt ein Esel vorauszugehn, und viele, viele Kamele pflegen ihm zu folgen.

Etwa nach drei Stunden kamen wir an den Bach Kison, etwa an der Stelle, wo Elias die Baalpriester tötete. Dann bogen wir von der großen Straße nach Westen zu ab, fuhren einen Hügel hinan und kamen dort in einen umfangreichen Hain von Oliven, Steineichen und Johannisbrotbäumen, in deren Schatten wir das von Haifa mitgenommene Frühstück heiter verzehrten. Links und rechts zur Seite dehnte sich die Ebene Saron aus. Wir passierten ein großes arabisches Landgut mit wohl beacherten, aber ganz baumlosen Feldern und zahlreichen, recht dürftig aussehenden Arbeiterwohnungen. An einer Zisterne auf freiem Felde wurden die müden Pferde getränkt, dann ging es auf staubigem Feldwege steil bergan auf Nazareth zu, das wir gegen zwölf Uhr ammutig unter uns im Thale liegen sahen. Es hat jetzt etwa 11000 Einwohner gerade wie Bethlehern und macht wie dieses den Eindruck des Aufblühens und einer gewissen Wohlhabenheit. Merkwürdig, daß sich gerade diese beiden zur Zeit Jesu verachteten Städte jetzt gedeihlich zu entwickeln scheinen. In Nazareth wohnen jetzt überwiegend Christen, aber unter ihnen auch Araber und Juden. In dem deutschen Hotel Hesselbarth aßen wir recht gut zu Mittag, mußten uns aber beeilen, wieder in die Wagen zu kommen, da wir die Hälfte des Wegs noch vor uns hatten.

Jenseit Nazareth's ging es wieder bergan. Dann kamen wir nach dem großen Dorfe Kefr Kenna, der Tradition nach das alte Kana in Galiläa, wo der Heiland sein erstes Wunder vollbrachte, die Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit. Charakteristisch sind hier die kolossalen, zum Teil haus hohen Kaktushecken in den Dorfstraßen. Auf einem Platz in der Mitte des Dorfs wurde gehalten und ausgestiegen, und von einer großen Schar nach Bakisch schreiender Kinder umgeben, gingen wir etwa fünfzig Schritte zwischen riesigen Kaktuswänden nach der natürlichen, sauber in Stein gefaßten Quelle, aus der das Wasser entnommen sein soll, das in den sechs steinernen Krügen (Joh. 2, 6) in Wein verwandelt wurde. Mädchen und Frauen umstanden, thönerne Wasserkrüge auf den Köpfen tragend, malerisch die Quelle, deren klares Wasser prächtig schmeckte und uns bei der glühenden Hitze und dem unerhörten galiläischen Staube zu großer Erquickung diente. Bald ging es weiter, immer bergan. Die Pferde waren todmüde, wir fuhren an dem „Berge der Speisung“ vorbei, rechts sahen wir noch in ziemlicher Entfernung

am hellen Abendhimmel die charakteristische Silhouette des Tabor sich abzeichnen, dem einige jüngere Herren unsrer Gesellschaft zu Pferde zusteuerten, um oben zu übernachten. Dann sank die Sonne, und mit unheimlicher Schnelligkeit wurde es stockfinstre Nacht. Von Tiberias noch immer keine Spur. Die Fahrt wurde allgemach recht unbehaglich. Es wurde beratschlagt, ob wir aussteigen und zu Fuß gehn sollten. Der Dragoman des Herrn Stangen riet indessen zum Sitzenbleiben, und so ging es wieder weiter langsam vorwärts. Plötzlich sahen wir tief unter uns Lichter und Wasser. Das mußten Tiberias und der See Genezareth sein. Der Weg neigte sich, und langsam ging es durch die Dunkelheit in anscheinend ziemlich kurzen Windungen bergab. Es war eine ängstliche Fahrt, das Gehen erschien mir mit Rücksicht auf die unheimliche Dunkelheit mindestens ebenso gefährlich wie das Fahren, da die Höhe, auf der wir über den Lichtern von Tiberias fuhren, sehr beträchtlich war, und der Abhang nach unsrer Empfindung fast senkrecht abzufallen schien. Meine Besorgnis richtete sich namentlich auf die Damen, die mit uns fuhren, insbesondere auf die meiner Obhut anbefohlene Frau von L., deren Gemahl mit nach Damaskus gegangen war. Plötzlich vor uns ein Krach, lautes Geschrei der Kutscher, allgemeines Halten; der vor uns fahrende Wagen war umgeworfen; doch standen die Pferde auf dem Wege. Zum Glück ergab sich, daß die Damen, die in dem umgestürzten Wagen gefessen hatten, kurz vorher ausgestiegen waren, um zu Fuß den Berg hinunter zu gehn. Der Wagen wurde wieder aufgerichtet, das hinausgeschleuderte Gepäck zusammengesucht, wir stiegen in unsrer Gefährt, und wieder setzte sich der Wagenzug in langsame, Schritt vor Schritt abwärts tappende Bewegung. Endlich, endlich, nach einer langen halben Stunde kamen uns Leute mit Laternen entgegen — unsre Kutscher hatten zwar zum Teil Laternen an den Wagen, aber kein einziger hatte ein Licht darin —, wir fuhren durch einen massiven Thorbogen und hielten etwa um  $\frac{1}{2}$  9 Uhr abends vor dem Hotel Tiberias. Gott sei Dank, es war niemand zu Schaden gekommen. Ich war mit einigen Mitpilgern im Hotel untergebracht, während der größere Teil der Reisegesellschaft in einem ganz nahe dabei liegenden Kloster logierte. Genug, wir waren am Ziel. Ich erhielt im Hotel ein Zimmer für mich allein, freilich unten im Kellergeschos mit einer Temperatur von 32 Grad Réaumur. Allein ich fand ein saubres Bett und Waschwasser, soviel ich brauchte. Wir aßen zusammen mit dem Bruder des Konsuls Keller aus Haifa, einem strengen Temperenzler, dann ging ich müde in meine unterirdische Klause und schlief ungeachtet der drückenden Luft, 200 Meter unter dem Meeresspiegel, ganz leidlich.

In der Frühe des nächsten Tages, am 3. November, gingen wir in erquickender Morgenfrische über den vor dem Hotel liegenden Platz hinüber an das Ufer des Sees. Ein strahlendes Bild voll zauberischer landschaftlicher Schönheit lag vor uns. Schräg gegenüber im Nordwesten jenseits des Sees leuchtete uns der zum Teil bewaldete große Hermon mit seinen Zackigen Gipfelkonturen entgegen, links davon in dem grün schimmernden, hügeligen

Gelände am Nordrande des Sees die Überreste von Kapernaum, Bethsaida, Magdala. Uns gerade gegenüber lagen die ziemlich schroff in den See abfallenden Berge des einstigen Landes der Gadarener und Gergesener. Der See ist 12 Kilometer breit und 29 Kilometer lang, zeigt also eine sehr stattliche Wasserfläche, die mit ihren Umgebungen ein wenig an die oberitalienischen Seen, namentlich den Lago maggiore, erinnert. Fischer, die von ihrem nächtlichen Fange zurückgekehrt waren, saßen am diesseitigen Ufer und wuschen ihre Netze, ein Bild aus dem Evangelium. Unsere Reisegesellschaft, die sich allmählich vollzählig versammelt hatte, stieg in Fischerboote, die am Ufer lagen, es mochten ihrer etwa acht oder zehn sein, dann stießen wir ab und ruderten ein wenig in den See hinaus. Dort sammelten sich die Boote um eins, das in der Mitte lag, und in dem Generalsuperintendent Nebe neben dem Mast auf der Bank stand. Er hielt eine ergreifende, kurze Andacht über den Text Matth. 14, 22 ff. von dem Wandeln des Heilands auf dem See. Wir sangen „Jesu, geh voran“ und nachher den ersten Vers von „Hallelujah, schöner Morgen, schöner, als man denken kann.“ Es war eine unvergeßlich schöne Stunde.

Dann ruderten wir längs der am Berge malerisch hingestreckten Stadt Tiberias südwärts eine halbe Stunde bis zu den Thermen des Herodes, einer heißen Quelle, über die ein großes, gemeinsames Badehaus gebaut ist. Die Quelle hat eine Temperatur von 40 Grad Réaumur und gilt als besonders heilkräftig, die Räume aber, in denen sich die Badegäste, Araber und Juden, Männer und Weiber aufhielten, waren dürftig, schmutzig und wenig anmutend. Dann kehrten wir nach Tiberias zurück, frühstückten dort und fuhren um elf Uhr auf dem Wege nach Nazareth ab. Jetzt, bei Tage, als wir die ziemlich hohe Berglehne in Serpentina hinauffuhren, überzeugten wir uns, daß der Weg zwar steil, aber doch gut war, und daß unsre Besorgnisse am Abend vorher mehr auf Rechnung der Dunkelheit als der Straße zu setzen waren. Wir hatten herrliche Rückblicke auf den See Genezareth und dessen Ufer, deren Linien bei der klaren, durchsichtigen Luft sich mit besondrer Schönheit abzeichneten. Am Berge der Speisung sahen wir ein paar flüchtige Gazellen. Von Schakalen und andern wilden Getier habe ich nichts wahrgenommen. Um vier Uhr nachmittags kamen wir nach Kana mit seinen hohen Kaktushecken, und nach einem frischen Trunke aus der Hochzeitsquelle ging es weiter nach Nazareth, das wir in der Dämmerung erreichten. Im Hotel Hesselbarth übernachteten wir vortrefflich.

In der Morgenfrühe des Freitags, am 4. November, gingen wir in das Städtchen und wurden zunächst von einem Franziskanerpater an die Stelle geführt, wo die Zimmermannswerkstatt des heiligen Joseph gestanden haben soll. Sie bot nichts Bemerkenswerthes. Von da kamen wir an die Marienquelle, einen in Mauerwerk gefaßten Brunnen, aus dem nach der Tradition die Mutter des Herrn ihr Wasser zum täglichen Bedarf geholt haben soll. Die Quelle hat dasselbe reine, frische, wohlschmeckende Wasser wie die Hoch-

zeitsquelle in Nana. Beide Brunnen sollen nach dem Glauben der Bevölkerung unterirdisch zusammenhängen und ihr Wasser aus einer und derselben Quelle erhalten. Das ist bei dem schlottenhaften Kalkgebirge, aus dem das Wasser entspringt, sehr wohl möglich. Hinter der Marienkirche zeigte man uns die Kirche der Verkündigung. Sie ist dreischiffig, macht einen guten Eindruck und gehört den Lateinern. Als wir eintraten, wurde gerade eine Schulfest gehalten. Sechzig bis achtzig anscheinend arabische Kinder saßen mit untergeschlagenen Beinen in regelmäßigen Reihen auf den Fliesen des Fußbodens und sangen die lateinischen Responsorien, alles sehr wohl geordnet, die Kinder gesittet und mit andächtiger Aufmerksamkeit dem zelebrierenden Priester folgend, ein besondrer und — ich kann nur sagen — wohlthuernder Anblick. Am Altar der Verkündigung stand in goldnen Lettern der Spruch: *Hic verbum caro factum est*, hier ward das Wort Fleisch, sehr sinnig und erbaulich, sofern die Stelle echt ist. Hier soll — getrennt von der Werkstatt — das Wohnhaus von Joseph und Maria gestanden haben. Merkwürdig auch hier, daß ungeachtet der starken Zweifel über die Identität des Orts doch der Gedankenkreis, der sich unwillkürlich an die Tradition anknüpft, etwas herzbewegendes, ich möchte fast sagen bestrickendes hat. Der Ort ist eben nicht das entscheidende; aber es ist nützlich, gerade an diesen heiligen Orten der Tradition nüchtern und wachsam zu bleiben und sich vor Sentimentalität und mißgläubiger Unklarheit zu hüten. Vor Nazareth hatten wir auch diesmal wieder den schön geformten Berg Tabor gesehen, auf dem eine kleine Zahl unsrer berittnen Mitpilger in voriger Nacht bei den dortigen lateinischen Mönchen eine ungemein herzliche Gastlichkeit genossen hatte.

(Fortsetzung folgt)

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Schulfrüchte. Unsr durch das 31. Heft der Grenzboten tief gekränkten höhern Töchter werden sich trösten, wenn sie — sie verstehen ja alle Englisch — in der Saturday Review vom 4. August den Artikel „Prüfungsfrüchte“ lesen. Es sind fünfundsreisig (wenn wir richtig gezählt haben) Antworten und Aufsatzstücke und einige Übersetzungsproben aus den letzten Prüfungen, die den Alten von Schulen und Militärbehörden entnommen sind, und von denen einige in der Aufnahmeprüfung der Univeritäten, die also unserm Abiturientenexamen entsprechen muß, vorgekommen sind. Eine kleine Auslese hat sich die Frankfurter Zeitung aus London schicken lassen, wir wählen drei andre aus und versichern, daß die übrigen zweiundsreisig auf derselben Höhe der Wissenschaftlichkeit und Exaktheit stehn. „Der Reichstag von Worms, das sind die Insektenlarven (the Diet of Worms is the grubs), die von Amseln und Drosseln gefressen werden, und die unsre Ernte auffressen würden, wenn man sie leben ließe. Ein Gärtner handelt nicht sehr weise, wenn er die Vögel wegschießt und ihre Nester und Eier zerstört.“ Der Lehrer hat den Jungen ohne Zweifel erzählt, wie Luther zu Koburg die Beratungen des Augsburger Reichstags mit dem Lärm der Dohlen vor seinem Fenster verglichen hat. „William